

*Regina Meißner*

# Alyten fluch



i m .  
p r e  
s s ●

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

### **Im.press**

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2014

Text © Regina Meißner, 2014

Betreuendes Lektorat: Pia Trzcinska

Redaktion: Ricarda Saul

Umschlagbild: shutterstock.com / © Eugenia Lucasenco (Mädchen) /

Deviantart.com / © Eugenia Lucasenco (Flügel)

Umschlaggestaltung: Riccarda Aitzetmueller

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-646-60092-6

[www.carlsen.de](http://www.carlsen.de)

Regina Meißner

# Alyten fluch

i m .  
p r e  
s s .

# Prolog



»Ich muss zurück nach Beaulieu.«

»Das glaube ich kaum.« Seine Stimme war dunkel und geheimnisvoll, auf eine erschreckende Art und Weise. Ein Echo reflektierte den Klang seiner Worte. Wenn es wenigstens nicht so dunkel gewesen wäre! Hier sah man kaum die Hand vor Augen. Ich hasste es, auf diesen einen Menschen angewiesen zu sein.

»Ich bin in einen Sturm geraten und muss zurück nach Beaulieu.« Wie oft hatte ich diese Worte nun schon wiederholt, sie immer neu angeordnet, bis ihr tieferer Sinn verborgen blieb.

»Bitte, helfen Sie mir, ich kann Sie auch bezahlen, habe nur gerade kein Geld bei mir! Bitte.«

Der Wind riss unbarmherzig an meinem Körper und ich schlotterte in meinem dünnen Kleid. Kaum vorstellbar, dass vor wenigen Stunden noch die Sonne geschienen und einen der schönsten Tage in Beaulieu versprochen hatte.

»Steig ein! Ich bring dich dorthin, wo du hingehörst.«

Mein Seufzen hätte Steine erweichen können. Erleichtert stieg ich in den Hinterraum des alten Transporters, wo mir der Geruch von ungewaschenem alten Mann entgegenschlug. Aber das kümmerte mich nicht weiter. Nun würde alles gut werden.

»Nach Beaulieu, bitte«, bat ich ihn erneut.

Der Mann vorn stieß ein kehliges Lachen aus. »Kind, dir hat wahrscheinlich nie jemand gesagt, was du bist, oder?« Verwirrt zog ich die Augenbrauen hoch. Was ich war? Ein – zugegeben – etwas leichtsinniger, nicht gerade geselliger siebzehnjähriger Teenager? Doch, eigentlich kannte

ich mich ganz gut. Wahrscheinlich war der Alte einfach verrückt oder versuchte auf eine mir nicht ganz verständliche Weise Konversation zu machen. Geflissentlich übergang ich seine gekrächzten Worte. Geräuschvoll sprang der Motor an, woraufhin sich das Auto mit quietschenden Reifen in Bewegung setzte.

»Eigentlich habe ich ja geglaubt, ihr wärt mittlerweile alle sicher untergebracht. Ist schließlich ein bisschen gefährlich, Alyten unbeaufsichtigt zu lassen, vor allem, weil es offensichtlich ist, dass du zum Beispiel deine Kräfte ganz und gar nicht unter Kontrolle hast.« Kräfte nicht unter Kontrolle haben? Sicher untergebracht? Was faselte dieser Wahnsinnige da? Vielleicht hätte ich doch nicht unbedingt zu einem fremden Mann ins Auto steigen sollen.

»Außerdem dachte ich, dass alle spätestens an ihrem 10. Geburtstag aufgeklärt sein müssen. Weil es danach schwer wird, die Gabe kontrolliert einzusetzen. Nicht wahr?« Bestätigung suchend drehte er sich zu mir um, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick.

»Wie heißt du, Kleine?«

Zwar war ich noch immer von seinem unzusammenhängenden Geschwätz verwirrt, tat aber so, als wäre dies die erste Frage gewesen, die er gestellt hatte.

»Lyra. Mein Name ist Lyra.«

Was dann geschah, nahm ich wie in Trance wahr. Ich sah, wie der alte Mann scharf die Luft einsog und kurz die Kontrolle über sein Auto verlor. Mein ohnehin schon lädiertes Körper wurde unsanft nach vorn gegen den Sicherheitsgurt gepresst, als er schließlich mit beiden Füßen herzhafte auf die Bremse sprang.

»Hey, können Sie nicht etwas langsamer fahren?«, motzte ich laut und rieb mir den schmerzenden Hals. »Passen Sie doch gefälligst auf!«

Doch der Mann schien mich gar nicht zu hören. Scharf drehte er den Wagen und murmelte wie verrückt vor sich hin: »Muss einen schnelleren Weg

nehmen, es kann jede Sekunde zu spät sein.« Seine unverständlichen Worte wurden von einem hysterisch-angespannten Kichern begleitet.

»Sie heißt Lyra! Lyra, Lyra, Lyra!« Als er meinen Namen so mehrmals hintereinander rief, wurde ich unruhig. Was war in den Sekunden, nachdem ich mich vorgestellt hatte, geschehen? Weshalb hatte die Erwähnung meines Namens ihn so aufgebracht?

Langsam bekam ich es mit der Angst zu tun. War der Mann aus der Geschlossenen ausgebrochen? Wahrscheinlich war dies eine der Situationen, in der die Ermahnungen der Eltern plötzlich nicht mehr nur leere Worthülsen waren, sondern nur allzu realistisch wurden. Wie oft hatte mir mein Vater verständlich gemacht, dass ich keinem Menschen auf der Welt trauen sollte, wenn ich ihn nicht mindestens schon einen guten Monat kannte!

»Bitte sagen Sie mir sofort, wo es hingeht!« Verzweifelt versuchte ich autoritär zu klingen, doch wie befürchtet, misslang mein Versuch kläglich. Umso erstaunter war ich, als ich dennoch eine Antwort bekam:

»Das fragst du noch? Wir müssen dich nach Penumbra bringen und zwar schnell!«

Es klang fremdländisch, dieses Wort. Zugleich wusste ich, dass ich es noch nie gehört und ich auch keine Ahnung hatte, was es bedeutete. Aber es tat sich plötzlich auch etwas *in* mir. Langsam merkte ich, wie mir immer wärmer wurde. Die Tropfen des Regens trockneten auf meiner Haut, das Kleid war schon fast wieder weich und geschmeidig. Es war, als brannte ein Feuer in mir, das sich immer weiter ausbreitete und auf meinem Rücken seinen Höhepunkt fand. Mit jedem weiteren Augenblick wurde es heißer.

»Aaaaaah!«, schrie ich, als die Flammen mich aufzufressen schienen. Mit ihren lodernden Zungen bohrten sie sich in mein Fleisch und verbrannten es. Ich konnte nicht mehr atmen, wollte nach Hilfe schreien, doch diese Hitze legte alles in mir lahm.

Panisch sah sich der Mann erneut nach mir um. Im Gegensatz zu mir,

schien er genau zu wissen, was da mit mir passierte. »Oh nein!«, stammelte er, hin- und hergerissen zwischen Furcht und Faszination. »Wir werden nicht mehr rechtzeitig kommen! Es steht unmittelbar bevor! Du bekommst deine Flügel!«

Ich zog die Augenbrauen hoch. Wollte es zumindest tun. Doch in diesem Moment merkte ich, wie sich etwas zwischen meinen Schulterblättern hindurchschlängelte, alle Schichten der Haut durchbrach und sekundlich wuchs. Japsend versuchte ich, Luft zu holen, doch ich war zu nichts mehr fähig, zu schlimm war dieser Brand, zu schlimm die Flammen, die meine Haut brennen ließen. Und dann, in diesem einen Moment, in dem ich glaubte, es nicht mehr aushalten zu können und eine Geisel der Pein zu werden – in diesem einen Moment hörte der Schmerz plötzlich auf.

Und ich erstrahlte.

# Kapitel 1

## Ein Neuanfang



Dicke, unheilverkündende Regentropfen prasselten auf die Erde, als ich stocksteif in der großen Halle des Flughafens stand. Meine Füße schienen mit der Erde verwachsen zu sein, schon seit mehreren Minuten hatte ich mich nicht mehr bewegt. Die Lippen aufeinander gepresst, sah ich starr aus dem Fenster, hinter dem sich ein Gewitter abspielte. Meine Eltern liefen unruhig hin und her, besorgten noch die letzten Utensilien und warfen mir zwischenzeitlich immer wieder besorgte Blicke zu. Ich tat so, als würde ich das nicht bemerken. Tief vergrub ich meine Hände in den großen Taschen der Jeans. So sah niemand, dass sie zu Fäusten geballt waren.

»Lyra, Schatz, ruf mich bitte an, wenn du bei Oma angekommen bist«, sagte meine Mutter in diesem Moment zum wiederholten Male zu mir. Ihre Stimme klang zögerlich, vorsichtig und schüchtern. Es war die Stimme, die ich aus den letzten Wochen nur zu gut kannte. Ich hob meinen Blick nur ein ganz kleines bisschen – gerade, dass es reichte, ihr in die Augen schauen zu können.

»Ja«, antwortete ich und klang dabei nicht selbstbewusster. Sie lächelte mir zu, aber allein der Gedanke an die Anstrengung, dass sich meine Mundwinkel als Erwiderung nach oben ziehen müssten, war Grund genug, es sein zu lassen. Ich hörte sie seufzen und sah, wie sie sich Hilfe suchend an meinen Vater wandte. Dieser fing ihren Blick auf und drehte sich dann zu mir um.

»Lyra, wir tun das nicht, um dir zu schaden«, fing er das Gespräch an. Auch diesen Satz hatte ich in den letzten Wochen mehr als einmal vernommen. Mein Vater ging vor mir in die Knie und sah zu mir auf. Ich kam mir vor wie



ein kleines, störrisches Kind, das zum ersten Mal allein seine Verwandten besuchen musste.

»Du musst uns verstehen! Wir wissen nicht mehr ... Bitte sei uns nicht böse!« Schon in meiner Kindheit hatte die Stimme meines Vaters Trost bedeutet und selbst heute verfehlte sie diese Wirkung nicht. Trotzdem presste ich fest die Lippen zusammen. Meine Gefühle drohten mich zu überwältigen, als ich meinen Eltern versicherte: »Ich bin euch nicht böse.«

Auf den Lippen meines Vaters breitete sich ein zögerliches Lächeln aus, das mich nicht vollkommen überzeugte.

»Bitte, steh wieder auf, ich komm mir wie ein Kleinkind vor«, bat ich ihn. Ruckartig erhob er sich und klopfte die imaginären Staubpartikel von seiner Hose. Verzweifelt versuchte er, den Blickkontakt zu halten, aber meine Augen waren schon wieder auf den Boden gerichtet.

Schottland. Und das sechs Wochen lang.

Der Gedanke an meine bevorstehende Reise löste Schwindelgefühle in mir aus, ließ mich schwitzen und langsam aber sicher den Verstand verlieren. Der Kloß in meiner Kehle, der sich vor Tagen dort eingenistet hatte, wuchs unaufhörlich, bis ich glaubte, daran ersticken zu müssen.

Draußen vor dem Fenster kämpften Blitz und Donner um die Oberhand. Ich fröstelte, halb vor Kälte, halb vor Angst. Mehr zufällig wanderten meine Augen zu der hellblauen Uhr an meinem Handgelenk. In einer guten Stunde schon würde ich mich im Flugzeug befinden. In einer guten Stunde wäre alles vorbei.

»Ich habe Gladys Bescheid gesagt, dass sie dir Zeit geben soll. Überhaupt musst du wissen, dass du dich zu nichts genötigt fühlen darfst. Tank einfach ein bisschen neue Energie, damit du frisch erholt ins neue Schuljahr starten kannst!« Die Freude meiner Mutter war alles – nur nicht ansteckend. Dennoch versuchte mein Vater sie tatkräftig zu unterstützen, indem er mir von der Landschaft, der Mentalität der Schotten und dem Haus meiner Großmutter erzählte. Wie aus weiter Ferne beobachtete ich die beiden, wie

sie sich gegenseitig mit Gründen für Schottland überboten. Auf den ersten Blick sah man nicht, dass es kriselte. Fremde, so war ich mir relativ sicher, hätten in meinen Eltern ein ganz normales Paar gesehen. Nur jemand, der genauer hinschaute, würde erkennen, dass sie immer einen Sicherheitsabstand zwischen sich hielten und ganz erpicht darauf waren, sich ja nicht zu berühren.

»Lyra, versprich mir, dass du dir selbst eine Chance gibst.«

Als ich in die haselnussbraunen Augen meiner Mutter blickte, sah ich die vielen Gefühle, die in ihr tobten. Dort waren Angst, Bedauern, Verzweiflung zu sehen – gefüttert von einem sehr schlechten Gewissen. Ihre Mundwinkel bebten, als sie mich ansah. Mit aller Kraft, die noch irgendwo in mir steckte, riss ich mich zusammen.

»Klar«, gab ich ihr zur Antwort, doch auch dieses kleine Wort brachte ich nur mit zitternder Stimme heraus.

»Oma wird gut für dich sorgen, soweit sie es kann. Belaste sie trotz allem nicht zu sehr.«

»Das mach ich nicht, keine Angst.«

Und vielleicht lag genau darin das Problem.

Das Alleinsein, welches das Meiden von Menschenmassen und öffentlichen Veranstaltungen einbezog, war schon seit vielen Jahren zu einem Teil von mir geworden. Ich zog mich gern zurück, nahm von der Welt Abstand, mit der ich mich nicht identifizieren wollte. Anfangs hatten meine Eltern noch versucht dagegen anzugehen, nach Freundinnen für mich zu suchen, mit denen ich meine Zeit verbringen konnte. Aber irgendwann, als sie bei mir nur auf Granit stießen, war auch ihr Widerstand gebrochen. Vielleicht lag es mir einfach nicht, Freundschaften zu pflegen oder mich um meine Mitmenschen zu kümmern. Vielleicht musste ich eine Einzelgängerin sein. Nachdenklich schaute ich zum wiederholten Male durch die Fensterscheibe in das Unwetter hinein. Meine Mitschüler – und überhaupt Gleichaltrige – reizten mich nicht.

Wenn ich die Wahl hatte, den Abend in einer überfüllten Diskothek zu verbringen oder mich mit einem guten Buch zu vergraben, hatte ich mich noch nie gegen die Literatur entschieden.

»Du wirst dich bestimmt schnell eingelebt haben. Die Natur dort ist wirklich atemberaubend – es wird dir gefallen.«

Ich nickte. Seen, Wiesen und Wälder mochte ich in der Tat sehr gern – aber welche Freiheiten würde ich in einem Urlaub genießen dürfen, zum dem ich gezwungen wurde, weil ...?

»Upps, wie schnell die Zeit vergeht, wenn man sich gut unterhält, nicht wahr?«, platzte es in diesem Moment aus meinem Vater heraus. Fahrig fuhr er sich durch das schütter werdende Haar, blickte abwechselnd auf seine Uhr und auf eine Gruppe Touristen, die sich den Weg durch die bevölkerte Flughalle bahnte.

»Ist es soweit?«, fragte ich unsicher und sah ihn an.

»Ja.« Er nickte. »Besser zu früh als zu spät, nicht wahr?«

Sein gezwungener Optimismus machte mich wahnsinnig. Nichts und niemand schaffte es, meinem Vater den Wind aus den Segeln zu nehmen. In meiner Kindheit war er mir immer wie ein Fels in der Brandung vorgekommen – seine Präsenz hatte Halt bedeutet, Schutz und Zuflucht. Doch irgendwann musste ich – wie jeder – lernen, dass auch Eltern nicht unfehlbar waren und manchmal schlimme Dinge geschahen, ohne dass man Einfluss darauf hatte.

Ich schulterte meinen grauen Rucksack und verstaute meine Jacke in seiner Innentasche. Würde ein Fremder mein Gepäck beäugen, käme er nicht auf die Idee, dass ich für solch eine lange Zeit verreisen würde. Obwohl ich so lange weg sein würde, hatte ich nur zwei Drittel meines Koffers füllen können.

»Los geht's, Lyra!«, meinte mein Vater aufgeregt. Dieses Mal schaffte ich es, ihn anzulächeln. Im Grund meines Herzens wusste ich, dass meine Eltern mir nichts Böses wollten. Vielleicht hätte ich meiner Tochter gegenüber auch

so gehandelt. Trotz allem konnte ich ihnen nicht überschwänglich in die Arme fallen – dafür war zu viel geschehen. Ganz zu schweigen davon, dass ich noch nie ein großer Freund öffentlicher Gefühlsausbrüche gewesen war.

»Ich wünsche dir eine wunderschöne Zeit«, sagte meine Mutter mit seltsam belegter Stimme. In ihren Augen schimmerten Tränen. Wie würde es sich anfühlen, seine einzige Tochter wegschicken zu müssen? Wie würde es sich anfühlen, sich um seine einzige Tochter nicht mehr ausreichend kümmern zu können?

Als sie ihre Arme ausbreitete, um mich zu umarmen, versteifte sich mein Körper. Nur widerwillig ließ ich mich von ihr verabschieden.

»Pass gut auf dich auf, mein Schatz«, flüsterte sie unter Tränen. Obwohl ich sie kaum berührte, spürte ich, wie ihr Oberkörper zu zittern begann.

»Kein Grund zum Weinen«, flüsterte ich und obwohl ich mir schrecklich hilflos vorkam, nickte sie.

»Du hast Recht«, meinte sie, sich die Tränen aus den Augen wischend. »Du machst doch einfach mal ein bisschen Urlaub, nicht wahr?«

Mein Lächeln verschwand.

»Mach's gut, Mama«, flüsterte ich und entfernte mich von ihr. Nachdem mein Vater mir gezeigt hatte, wohin ich gehen musste, reichte er mir die Hand.

»Ich habe, als ich in deinem Alter war, auch mal eine längere Reise gemacht. Mit drei Freunden war ich in den Niederlanden. Fremde Länder verändern einen. Du wirst nicht mehr als dieselbe Lyra zurückkommen.«

War nicht genau das der Plan?

Zögernd ergriff ich seine Hand, einerseits froh, dass er mich nicht auch in die Arme schließen wollte, andererseits befremdet, weil ein solcher Abschied zwischen Vater und Tochter alles andere als gewöhnlich war.

Bevor ich meinen Weg Richtung Sicherheitskontrolle antreten konnte, raunte er mir noch zu: »Es sind nur sechs Wochen. Wenn du die ersten Tagen geschafft hast, wird alles ganz schnell gehen.« Ich wusste, dass dieser Satz mir

Mut machen sollte, aber das klappte nicht so recht.

»Melde dich regelmäßig, Lyra!«, rief mir meine Mutter nach, aber ich sah mich nicht mehr um. Zielstrebig – und mit einem Stein vor Angst im Magen, der das Ausmaß eines Felsens hatte – setzte ich mich in Bewegung. Vielleicht hatte mein Vater Recht und diese Reise würde mich verändern. Vielleicht schaffte ich es tatsächlich, neue Energie und ein bisschen Lebensfreude zu gewinnen. Doch als ich in die dunklen Wolken blickte, die dicht auf dicht den Himmel bedeckten, wusste ich, dass ich daran nicht wirklich glaubte.

# Kapitel 2

## Klippenhaus



In meinen Vorstellungen war Schottland immer ein ungemütlicher, regnerischer und wenig einladender Platz gewesen. Umso überraschter war ich, als ich aus dem Flugzeug stieg und mich die warmen Strahlen der Sonne auf der Haut kitzelten. Der Himmel war blau, nur hier und da von kleinen Wolken unterbrochen. Die Sommerjacke, die ich mir während des Fluges übergezogen hatte, wanderte gleich in den Rucksack. Da ich nicht genau wusste, wo ich hinmusste, folgte ich der Menschenmasse, die mit mir nach Beaulieu geflogen war – direkt zur Halle, in der die Gepäckstücke ankamen.

Als ich nach wenigen Minuten mit meinem Koffer in der Haupthalle stand, beschlich mich ein mulmiges Gefühl. Ich hatte meine Oma seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Als ich zur Grundschule ging, war sie oft nach Berlin gereist, um ihren Sohn und ihre einzige Enkelin zu besuchen. Doch auch an meiner Großmutter war das Alter nicht vorübergegangen, sodass sie irgendwann ihre Besuche eingestellt hatte. Eine Zeitlang waren wir in engem telefonischen Kontakt geblieben. Warum genau dieser irgendwann ganz abgebrochen war und weshalb wir sie nie in Schottland besucht hatten, wusste ich nicht. Was ich aber wusste, war, dass meine Nervosität nicht so hoch gewesen wäre, wenn ich Kontakt zu ihr gehabt hätte.

Bevor ich mich darum bemühte, ihr Gesicht zwischen den wartenden Menschen auszumachen, suchte ich nach einem Sitzplatz, auf dem ich mich niederlassen konnte. Der Flug hatte zwar nicht viel länger als eine gute Stunde gedauert, trotzdem fühlte ich mich müde und schlaff. Erschöpft sank

ich auf eine Bank. Ein dicker Mann, der neben mir saß, schaute mich mit einer Mischung aus Abscheu und Neugier an. Schnell senkte ich meinen Blick und tat so, als wäre ich mit meinem Gepäck beschäftigt. Obwohl ich im Flugzeug zwei Gläser Orangensaft getrunken hatte, war meine Kehle wie ausgetrocknet. Unter anderen Umständen hätte ich mir eine Flasche Wasser gekauft, aber die Wahrscheinlichkeit, meine Oma zu verfehlen, wäre zu groß. Ich hatte mir fest vorgenommen, ihr keine Probleme zu bereiten. Immerhin steckte sie in der Sache nicht drin und oberflächlich gesehen war es nett, dass sie mich so lange bei sich aufnahm.

Aus meinem Portemonnaie förderte ich die zerschlissene Fotografie meiner Oma zu Tage. Das einzige Bild, das ich außer dem in meinem Kopf von meiner Großmutter hatte. Leider zeigte sie dies auch nur in der Seitenansicht. Auf dem Foto hatte sie ihre langen, grauen Haare im Nacken zu einem Dutt gebunden. Obwohl sie weit über sechzig war, hatte sie noch immer etwas Jugendliches an sich. Ich lächelte, wenngleich das Foto gemischte Gefühle in mir hervorrief. Wie würden wir einander begegnen? Würden wir uns überhaupt erkennen?

In diesem Moment wanderten meine Augen zum ersten Mal ernsthaft suchend über die Köpfe der Menschen. Viele von ihnen durchquerten die große Halle in rasanter Geschwindigkeit – vielleicht hatten sie Angst, ihren Flieger zu verpassen. Eine junge Mutter bückte sich gerade zu ihrem Kind herunter. Möglicherweise warteten die beiden auf den Vater der Kleinen. Neben ihnen stand ein junger Mann in Anzug und mit Aktentasche bewaffnet, der so laut in sein Handy schrie, dass man jedes Wort verstehen konnte. Die Umstellung auf die englische Sprache würde mir keine großen Probleme bereiten, da ich mehr oder weniger zweisprachig aufgewachsen war. Außerdem würde ich mit meiner Oma ohnehin auf Deutsch kommunizieren können.

Als ich die Anwesenden weiter interessiert musterte, hielt ich plötzlich inne. Hinten, nicht weit von den Toiletten entfernt, lehnte eine ältere Frau an

einer Säule. Ebenso wie ich sah sie sich suchend um. Mein Herz setzte für einen Moment aus. Zitternd holte ich die Fotografie erneut aus meinem Portemonaie für einen prüfenden Blick, schulterte den Rucksack und setzte mich mit meinem Koffer im Schlepptau in Bewegung. Aus dieser Entfernung konnte ich unmöglich sagen, ob es sich tatsächlich um Gladys handelte, aber mit jedem Schritt bestätigte sich meine Vermutung. Sie war merklich gealtert, aber ich erkannte ihre Gesichtszüge wieder. Die grauen Haare trug sie nun schulterlang und offen, außerdem hatte sie eine beigefarbene Brille auf. Je näher ich ihr kam, desto lauter klopfte mein Herz. Noch hatte sie mich nicht gesehen. Tief durchatmend überbrückte ich die letzte Distanz zwischen uns, schob mich an einem korpulenten Mann vorbei und blieb etwa einen Meter vor ihr stehen.

»Oma?«, fragte ich zögernd und gab mir Mühe, ihr in die Augen zu sehen. Irritiert zuckte sie zusammen und fing dann meinen Blick auf. Hier, wo ich ihr gegenüberstand, war die Ähnlichkeit zu meinem Vater nicht mehr zu leugnen. Sie besaßen beide die gleichen ausgeprägten Wangenknochen und die hohe Denkerstirn.

Sie kniff kurz die Augen zusammen.

»Lyra?«, fragte sie beinahe tonlos.

Ich nickte.

Erkennen blitzte in ihren Augen auf, dann breitete sich ein Lächeln auf ihren Lippen aus.

»Ich hätte dich fast nicht wiedererkannt! Es ist so schön, dich zu sehen«, sagte sie. Ich konnte ihrer Umarmung unmöglich entkommen, sie kam schnell und bevor ich mich versah, fand ich mich in ihrem festen Griff wieder. Zwar versteifte sich mein Körper wie üblich, allerdings löste die Wärme meiner Oma und das altbekannte, blumige Parfüm, mit dem ich sie immer in Verbindung gebracht hatte, etwas in mir aus, das sich ein bisschen wie Ankommen anfühlte. Abwechselnd drückte sie mich an sich und schaute mir ins Gesicht.



»Mein Gott, hast du dich verändert«, stammelte sie.

Das konnte man nach fast zehn Jahren auch erwarten.

Mir war unwohl, als sie mich musterte. Was genau sah sie in mir? Nahm sie die langen, braunen Haare wahr, die ohne jegliche Form meine Schultern hinabhängen? Oder blieben ihre Augen an meiner blassen Haut hängen, die mich immer etwas kränklich aussehen ließ? Was Oma auch sah – ganz wohl war mir dabei nicht. Scheu lächelte ich sie an.

»Es ist so schön, dich wiederzusehen, Lyra!«, wiederholte sie, noch immer ganz bewegt von unserem Treffen.

»Ich freue mich auch, dich zu sehen«, entgegnete ich und obgleich es schüchtern und hilflos klang, meinte ich es aufrichtig.

»Hast du den Flug gut überstanden?«, wollte meine Oma wissen.

Ich nickte. »War ja nicht lang.«

»Deine Mutter hat gesagt, das war das erste Mal, dass du allein verreist bist.«

»Das stimmt.« Unwillkürlich versteifte sich meine Hand. Ich sah, wie meine Oma aus ihrer schwarzen Handtasche eine Wasserflasche zu Tage förderte.

»Möchtest du etwas trinken?«

Dankend nahm ich ihr die Plastikflasche aus der Hand und setzte sie an meine Lippen.

»Ich kann mich gut an meinen ersten Flug erinnern. Es ging damals nach Bulgarien und ich war furchtbar nervös.« Nachdenklich legte sie den Kopf schief, bevor sie lächelte. »Ich habe sogar den Rückflug verpasst. Tja, damals waren die Flughäfen noch nicht so organisiert ... Aber was rede ich denn! Du bist sicher müde und möchtest nach Hause, oder?«

In der Tat war ich erschöpft, wenn auch weniger vom Flug, als von den letzten Tagen.

»Ich würde gern dein Haus sehen, Oma.«

»Na, dann komm mal mit.«

Wie selbstverständlich legte sie den Arm um meine Schultern. Zusammen gingen wir in gemächlichem Tempo durch die Halle nach draußen. Auch hier begrüßte mich die Sonne mit ihrer ganzen Kraft.

»Ich kann nicht fassen, dass hier so schönes Wetter ist«, murmelte ich vor mich hin, aber Oma hatte mich gehört.

»Schottland wird leider immer wieder unterstellt, regenerisch zu sein«, erklärte sie seufzend. »Dabei ist das eher England. Die Menschen vom Kontinent scheren uns aber gern über einen Kamm. In Wirklichkeit sind die Sommer und vor allem die goldenen Herbste bei uns sehr oft sonnig und warm. Du hast dir eine gute Zeit ausgesucht, um Ferien zu machen.«

Bei meinen Eltern hatte es mich immer gestört, wenn sie von Ferien oder Urlaub sprachen, da ich nur bedingt freiwillig hier war. Als Oma Gladys das Wort jedoch gebrauchte, hörte es sich gar nicht mehr so falsch an.

»Du weißt, dass ich keinen Führerschein habe?«, riss sie mich aus meinen Gedanken. »Wir müssen wohl mit einem Taxi Vorlieb nehmen, aber ich lebe bei weitem nicht so abgeschieden, wie du vielleicht denkst. Du wirst Beauyls Innenstadt gut erreichen können und ...«

Bevor sie mir vorschlug, mich ins Geschehen zu stürzen, unterbrach ich sie: »Ich werde bestimmt klarkommen.«

Und ein bisschen Einsamkeit konnte nicht schaden.

Ohne auf meine Antwort einzugehen, sagte sie:

»Ich freue mich sehr auf unsere gemeinsame Zeit. Seit es deinen Großvater nicht mehr gibt, habe ich mich oft allein gefühlt.« Für einen Moment klang sie traurig.

»Kannst du dich überhaupt noch an deinen Großvater erinnern?«

»Eigentlich nicht. Papa erzählt manchmal von ihm, aber ...« Bedauernd schüttelte ich den Kopf.

Mit der Hand winkte meine Oma ein Taxi zu uns heran, das prompt hielt. Erst verstaute der Fahrer mein Gepäck im Kofferraum, dann öffnete Oma bereitwillig die hintere Tür und setzte sich, nachdem ich bis zum Fenster

durchgerutscht war, neben mich und sah mich an.

Scheu senkte ich den Blick.

»Es nicht leicht, einen geliebten Menschen zu verlieren. Ich hoffe, dass dir das noch ein bisschen erspart bleibt.« Ihr Lächeln blieb traurig. Für einen Moment schaute sie durch mich hindurch.

»Nun aber genug der Nostalgie!«, meinte sie kurz darauf. Sofort fühlte ich mich wohler. Ich war nicht gut darin, Trost zu spenden.

»Unsere Fahrt wird etwa zwanzig Minuten dauern, wenn der Verkehr stimmt. Dann kannst du erst einmal deine Sachen auspacken, bevor wir zu Abend essen. Was hältst du davon?«

»Klingt gut«, meinte ich und spielte dabei nervös an meinen Fingernägeln. Ich musste mich erst noch wieder an meine Oma gewöhnen.

»Du siehst deinem Vater sehr ähnlich, Lyra, hat dir das mal jemand gesagt?«

»Ja?«, fragte ich, obwohl ich sie genau verstanden hatte.

»Ja.« Gedankenverloren wanderten ihre Finger durch meinen Haaransatz, führen mein Gesicht hinab, bis sie schließlich mein Handgelenk erreichten. Ertappt zuckte ich zusammen und zog es weg. Wie elektrisiert ließ auch meine Oma ihre Finger zurückschnellen.

»Ich wollte nicht ...«, stammelte sie.

»Schon gut.« Darauf bedacht, das Thema zu wechseln, blickte ich durch die polierten Scheiben des Taxis, um das erstgrößere Gebäude zum Gegenstand meiner Aufmerksamkeit werden zu lassen.

»Was ist das für ein Haus?«, fragte ich Gladys.

»Welches?« Sie reckte ihren Hals und rutschte ein wenig näher an mich heran.

»Achso, das ist das Rathaus. Es steht im Kern Beaulys. Wie gefällt dir die Stadt, Lyra?«

Einen Moment schwieg ich, um die Fassaden der alten Häuser und die großen, von Bäumen gesäumten Gärten auf mich wirken zu lassen.

»Es ist schön. Es wirkt alles ein bisschen wie aus einem anderen Jahrhundert.«

Meine Oma nickte mir bestätigend zu.

»Das stimmt. Mir kommt es manchmal vor, als bleibt in Beauvy die Zeit stehen.«

Bitte nicht. Ich musste schließlich sechs geschlagene Wochen hier verbringen.

»Ah, schau mal!«, rief meine Oma plötzlich. Sie streckte ihren rechten Arm aus und wies mit ihrem Finger auf mein Fenster. Neugierig folgte ich ihrem Blick.

»Siehst du da vorn den Hügel?«

»Den bei den Klippen?« Angestrengt spähte ich durch die Scheibe. Die Landschaft hatte sich geändert, die städtische Atmosphäre war einem Fleck unberührter Natur gewichen. Gras, das grüner nicht hätte sein können, bedeckte in großen Flächen den Boden. Ein steiler Weg führte zu einer Klippe hinauf, auf der abgeschieden ein kleines Haus stand.

»Ist das ...«, flüsterte ich und sah meine Oma an.

Sie nickte.

»Ja. Das ist meins.«

»Wow.« Mit offenem Mund ließ ich die Szenerie auf mich wirken.

»Das ist wirklich wunderschön.« Das kleine Cottage wirkte auf mich wie ein verwunschener Ort, ein Platz, an dem Wunder geschehen konnten. Je näher wir dem Gebäude kamen, desto deutlicher nahm ich seine Fassade wahr. Das Haus war über und über mit Efeu bewachsen und strahlte etwas Verwünschenes aus.

»Was ist denn das für ein verdammter Weg«, schimpfte der Taxifahrer vor sich hin, als er das Auto den Weg hinaufbeförderte. Bevor er sich weiter in seinen Ärger hineinsteigern konnte, lehnte sich meine Oma nach vorn.

»Es sieht steiler aus, als es ist. Normalerweise kommen die Taxen immer sehr gut hinauf.«

»Mmmpf«, murmelte er.

Oben angekommen, parkte er das Auto direkt vor dem Haus. Gerade als es stehen blieb, riss ich die Tür auf und hüpfte raus. Ich wandte mich als erstes dem ungeheuer blauen Meer zu, welches sich meilenweit unter der Klippe erstreckte und in mir eine Sehnsucht weckte, die ich bisher nicht gekannt hatte. Ich hatte meine Oma nicht kommen hören, aber plötzlich spürte ich eine Hand auf meiner Schulter.

»Und, was sagst du?«

Ich ließ das Meer nicht einen Moment außer Acht, als ich ihr antwortete:

»Es ist traumhaft schön! Wieso haben wir dich nie besucht, Oma?«

Mit einem Schmunzeln auf den Lippen drehte sie mich langsam zu sich um.

»Das Haus wird es dir beantworten.«

Fragend sah ich sie an, folgte schließlich aber ihrem Blick. Aus der Nähe sah das Gebäude noch viel winziger aus, als es am Fuß des Berges gewirkt hatte.

»Es ist klein«, zählte ich eins und eins zusammen.

Oma lachte. »Ja, das ist es«, bestätigte sie mir. »Dein Opa und ich mussten immer zusammenrücken. Es wäre unmöglich gewesen, euch drei noch unterzubringen. Und im Ort ein Hotel zu mieten, war für deine Eltern immer viel zu teuer gewesen.« Ich nickte. Mein Vater hatte jahrelang mit der Arbeitslosigkeit kämpfen müssen, bevor eine Firma ihn eingestellt hatte. Saß er früher tagein, tagaus zu Hause, war er nun die meiste Zeit auf Reisen, um Kunden in fernen Ländern Produkte zu verkaufen.

»Trotzdem habe ich immer gehofft, dass meine Enkelin dieses Haus noch zu Gesicht bekommen wird, bevor ich es verkaufe.«

Mein Lächeln erstarb. Irritiert sah ich sie an.

»Du willst es verkaufen?«

Gladys seufzte tief.

»Glaub mir, Lyra, von Wollen kann keine Rede sein. Aber ich werde immer

älter und schon jetzt kann ich den Berg ohne ein Auto kaum bewältigen. Innerlich wehre ich mich mit Händen und Füßen, dieses Haus wegzugeben, aber realistisch betrachtet weiß ich, dass es unvernünftig wäre, noch lange damit zu warten.«

Der Gedanke machte mich auf eine sonderbare Art traurig.

»Kommst du dann zu uns nach Deutschland?«, fragte ich, aber sie schüttelte schnell den Kopf.

»Beaulieu ist zu meiner Heimat geworden. Ich kann mir kein anderes Zuhause mehr vorstellen.«

Erst jetzt fiel mir auf, dass der Taxifahrer sich neben uns gestellt hatte. Seiner Miene nach zu urteilen, war er nicht in bester Laune.

»Oh!«, fiel dann auch meiner Oma ein, dass sie etwas vergessen hatte. Entschuldigend lächelte sie ihn an.

»Wie viel bekommen Sie?«

Grummelnd nannte er ihr den entsprechenden Betrag, woraufhin Gladys ihre Brieftasche zückte. Beim Anblick des großzügigen Trinkgeldes gingen mir die Augen über, aber meine Oma zuckte nicht einmal mit der Wimper. Stumm beobachteten wir beide, wie der unfreundliche Mann zurück in sein Auto stieg und sich in rasanter Geschwindigkeit davonbewegte.

»Wollen wir reingehen?«, fragte meine Oma. Ich nickte und konnte nicht leugnen, dass ich neugierig auf das Innere des Hauses war. Erneut kramte Gladys in ihrer Handtasche, bis sie auf einen kleinen, silbernen Schlüssel stieß.

»Wir sollten morgen in die Stadt gehen und dir einen Zweitschlüssel anfertigen lassen«, meinte sie. »Bisher kam ich noch nicht dazu.«

Knarrend entspernte sich das Schloss. Ich sah, dass meine Oma sich gegen die Tür lehnen und Kraft aufbringen musste, damit die Tür aufsprang.

»Ist nicht mehr das neueste Baujahr«, meinte sie entschuldigend, aber ich hatte meinen Blick bereits in das Innere des Hauses gerichtet. Ohne an meinen Koffer zu denken, schälte ich mich als erstes durch die Tür.

Normalerweise erwartete man einen Flur, wenn man ein Gebäude betrat, doch hier wurde ich gleich von einer urigen Küche begrüßt. Auf ein Minimum begrenzt, schafften die Möbel es, den eingeschränkten Platz ausgezeichnet zu nutzen. In der Mitte stand ein hölzerner Tisch, der von drei Stühlen umrundet wurde. Herd, Kühlschrank, Ofen, Arbeitsfläche und Spüle waren an der linken Wandseite angebracht.

»Sehr schön«, meinte ich, weil ich glaubte, etwas sagen zu müssen.

»Am Anfang hat mich die Enge wahnsinnig gemacht, aber es hat auch seine Vorteile.«

Unschlüssig ging ich durch den Raum. Drei Türen waren an den Wänden erkennbar, die allesamt verschlossen schienen.

»Bevor du den Rest des Hauses siehst, muss ich dir erst mal erklären, dass in den nächsten Wochen alles sehr provisorisch sein wird.« Meine Oma setzte sich auf einen der Stühle, nachdem sie die graue Jacke an einen Haken neben dem Herd gehängt hatte. Sie klopfte auffordernd auf den Stuhl neben sich. Ich setzte mich und ließ sie erzählen.

»Normalerweise gibt es neben meinem Schlafzimmer und dem Bad natürlich auch ein kleines Wohnzimmer. Allerdings kann ich mir sehr gut vorstellen, dass du in den nächsten Wochen ein bisschen Privatsphäre haben möchtest und habe daher darauf verzichtet, dich mit mir in meinem früheren Ehebett schlafen zu lassen. Daher habe ich das Wohnzimmer etwas verändert. Leider habe ich noch kein richtiges Bett, nur so eine Art Liege. Aber das wird sich bald ändern. Hier in der Nähe gibt es ein Möbelgeschäft ...«

Abwehrend hob ich die Hände.

»Mach dir bitte wegen mir keine Umstände. Eine Liege ist mehr als ausreichend. Ich will dir nicht zur Last fallen.«

Entschieden schüttelte Gladys den Kopf.

»Ich weiß deine Bescheidenheit sehr zu schätzen, Lyra, aber es geht nicht, dass du fast zwei Monate bei mir bleibst und nicht mal ein richtiges Bett hast. Wir werden morgen auf jeden Fall eines besorgen!«

»Okay.« So leidenschaftlich wie sie sprach, war sie gewiss nicht mehr von ihrem Plan abzubringen.

»Na schön«, meinte sie schließlich und stand auf.

»Ich werde ein bisschen Zeit für das Abendessen brauchen. Solange kannst du dich duschen, deine Sachen auspacken ... Und vor allem deine Eltern anrufen.«

Mein Lächeln erstarb. Irgendwie war es mir gelungen, diesen Gedanken in die Tiefen meines Gehirns zu sperren, sodass ich ihn beinahe vergessen hatte.

Bittend sah ich meine Oma an, aber diese schüttelte schnell den Kopf. Ich folgte ihr mit meinen Blicken, als sie die Tür zu einem der verschlossenen Zimmer öffnete und ein schnurloses Telefon zu Tage förderte. Wie eine stumme Anklage lag es Sekunden später vor mir auf dem Tisch. Ich seufzte.

»Da hinten geht es in dein Zimmer«, erklärte meine Oma noch, bevor ich aufstand. »Hier gegenüber ist das Badezimmer. Das Haus ist ein bisschen unglücklich eingerichtet, aber größentechnisch war es anders leider nicht zu bewerkstelligen.«

Ich nickte abwesend, war gedanklich noch immer bei dem Anruf.

»Ich hole meinen Koffer«, meinte ich schließlich. Das Telefon behielt ich in der rechten Hand.

\*\*\*

Der Raum, den ich in den nächsten Wochen bewohnen würde, konnte ebensowenig wie die Küche durch Größe überzeugen. Dadurch, dass es sich normalerweise um ein Wohnzimmer handelte und nun als Schlafstätte fungieren sollte, wirkte alles zugestellt und sehr chaotisch. Eine große, graue und sehr altmodisch aussehende Couch nahm gut ein Drittel des gesamten Raumes ein. Davor hatte meine Oma die Liege platziert, auf der ich meine ersten Nächte verbringen sollte. Zweifelnd betrachtete ich die schmale, brüchig wirkende Matratze. Wahrscheinlich wäre es besser, wenn ich mit



dem Sofa Vorlieb nahm. Neben einem Fenster, das, wie ich sehnsüchtig erkannte, den Blick auf das blaue Meer freigab, standen zwei Schränke, die mit Büchern und kleinen Glasfiguren bestückt waren. Ein antik aussehender Kastenfernseher war auf einem Schränkchen untergebracht. Unschlüssig stellte ich meinen Rucksack auf einem behilfsmäßigen Schreibtisch ab, bevor mein Blick zum Türschloss wanderte.

Kein Schlüssel.

Ich zwang mich mehr dazu, als dass ich es aus freien Stücken tat, aber irgendwann ließ ich mich auf das Sofa sinken und griff nach dem Telefon. In letzter Sekunde dachte ich noch an die deutsche Vorwahl, bevor das Tuten unangenehm in meinen Ohren klingelte.

»Ahorn?«, meldete sich nur Sekunden später eine aufgeregte Stimme. Ich seufzte.

»Hallo, Mama«, sagte ich tonlos und spürte regelrecht, wie meine Laune sank.

»Lyra!« Nun klang sie noch nervöser.

»Lyra, bist du angekommen? Ist alles in Ordnung? Hast du Gladys gefunden?« Ich kniff die Augen zusammen, als weitere fünf Fragen folgten, die sich allesamt um das gleiche Thema drehten.

»Ja, ja und ja«, meinte ich schließlich. »Zu allem.«

»Das beruhigt mich ungemein. Wie gefällt es dir denn?«

Automatisch wanderte mein Blick zum Fenster, folgte der Klippe entlang, hinunter zum eisblauen Meer.

»Gut«, sagte ich kurz angebunden und überlegte schon, wie ich sie am besten abwürgen konnte. Es war nicht so, dass ich meine Mutter hasste, ich hatte in den letzten Wochen einfach ein bisschen zu viel von meinen Eltern gesehen.

»Kannst du mir Oma vielleicht mal ans Telefon geben?«, fragte sie dann aber.

Ich seufzte, schaute auf den Weg, der mich von der Tür trennte und

schüttelte resigniert den Kopf.

»Sie kocht gerade Abendessen. Ich kann ihr ja sagen, dass sie dich zurückrufen soll«, bot ich an.

»Ach, nein, das ist nicht nötig. Ich melde mich einfach morgen noch mal, okay?«

Das hatte ich befürchtet.

»Tschüss, Mama«, sagte ich nur, bevor ich den roten Knopf zum Auflegen erleichtert drückte und mich meinem Koffer zuwandte.

\*\*\*

Eine halbe Stunde später hatte ich geduscht und mich umgezogen. Der Geruch frisch gebackenen Brotes wehte zu mir hinüber. Obwohl ich in letzter Zeit geglaubt hatte, das Hungergefühl besiegt zu haben, knurrte mein Magen. Bevor meine Oma mich zum Essen rief, setzte ich mich an den bereits gedeckten Tisch. Nur wenige Minuten später stellte sie einen Korb mit Brotscheiben auf den Tisch und eine dampfende Schüssel genau vor meinen Teller. Neugierig beugte ich die Suppe.

»Man hat mir erzählt, dass du Hühnchen sehr gern magst«, sagte meine Oma verschwörerisch. Ich lächelte.

Kurz darauf setzte sie sich mir gegenüber.

»Wasser und Saft stehen neben dir auf dem Boden. Dafür ist der Tisch zu klein. Lass es dir schmecken, Lyra!« Tief tauchte sie den Schöpflöffel in die Schale und bat mich, meinen Teller anzuheben. Kurz darauf floss die dampfende Flüssigkeit auf das Porzellan. Ich griff nach einer Scheibe Brot, schüttete mir Kirschsafte ein und nahm den ersten Löffel der Suppe.

Man sagt nicht zu unrecht, dass Omas die besten Köchinnen sind. In Windeseile hatte ich den ersten Teller geleert und bat kurz darauf um Nachschub.

»Es schmeckt wirklich fantastisch!«, beteuerte ich und sah, wie sehr Gladys

dieses Kompliment freute. Sie selbst aß nur wenig und hatte bereits nach einem Teller Hühnersuppe genug. Erst relativ spät fiel mir auf, wie sie unruhig mit ihrer Serviette herumspielte und sich auf ihrer Stirn eine tiefe Falte ausgebreitet hatte.

»Ist alles okay mit dir?«, fragte ich und leerte mein Glas.

Sie nickte schnell – und nicht sehr überzeugend.

»Hast du dir schon überlegt, was du in den nächsten Wochen alles machen möchtest?«, fragte sie und ich spürte sofort, dass diese Frage nur eine Art Hinführung zum eigentlichen Problem darstellen würde.

»Ich ...«, begann ich und tauchte das Brot in die Suppe. »Keine Ahnung. Ich habe mir einiges zum Lesen mitgenommen und es würde mich freuen, wenn es hier in der Nähe einen Buchladen gibt.«

Der Blick, den sie mir zuwarf, war freundlich, aber auch traurig.

»Dann möchte ich die Landschaft ein bisschen erkunden. Es ist wirklich verdammt schön hier. Gibt es hier viele Wälder?«

»Oh ja.« Sie nickte. »Einer ist in der Nähe meines Hauses und erstreckt sich bis weit hinter Beaulieu. Ich bin mit deinem Opa früher oft dort spazieren gegangen. Manchmal sind wir so weit gewandert, dass wir mit dem Bus heimfahren mussten.«

»Ich mag den Wald«, sagte ich leise.

»Aber in sechs Wochen wirst du doch noch mehr tun als nur Bücher lesen und spazieren gehen, oder?« Ihre Stimme klang freundlich, aber in ihr schwang etwas Gefährliches mit. Ich wusste, dass sie aufmerksam zuhörte. Vielleicht eine Spur zu aufmerksam.

Ich hatte es befürchtet.

»Ich weiß ja nicht, was man hier alles machen kann«, zog ich mich bewusst aus der Affäre und lehnte mich im Stuhl ein Stück zurück.

»Genau das habe ich mir gedacht. Aber ...« Sie hob den Finger. »Ich habe mir einiges überlegt.«

Instinktiv versteifte sich mein Körper, ich wurde hellhörig.

»Deine Eltern und ich, wir haben uns gedacht, dass es schön wäre, wenn du hier ein paar Kontakte knüpfen würdest«, begann sie und obwohl ich merkte, wie schwer es ihr fiel, fror mein Gesicht ein.

»Sechs Wochen sind eine lange Zeit, die du gewiss nicht nur in Gesellschaft einer alten Frau verbringen möchtest«, fuhr sie fort.

»Natürlich werden wir dich zu nichts zwingen, aber ...«

War der Satz vor dem »aber« überhaupt etwas wert?

»Darf ich dir erzählen, was ich mir ausgedacht habe?«, fragte sie offen und schaute mich mit einem Blick an, der kein Wässerchen trüben konnte. Ich seufzte, schwieg.

Und genau darin schien sie mein stummes Einverständnis zu sehen.

»Meine Freundin Heather hat zwei Enkelkinder, die ungefähr in deinem Alter sind. Mary ist sechzehn und Duncan gerade achtzehn geworden. Ich habe mir gedacht, dass es schön wäre, sie für morgen einzuladen. Während ich meine Freundin mal wiedersehe, kannst du dich mit Mary und Duncan anfreunden. Wie klingt das?«

Alles andere als gut. Aber man fragte mich ohnehin nicht. Weil man glaubte, dass eine beliebige Auswahl Gleichaltriger mich sofort aus meinem Schneckenhaus holen würde.

Anscheinend lief die Zeit hier doch genauso ab wie ich sie mir vorgestellt hatte. Meine Oma arbeitete eng mit meinen Eltern zusammen, von denen sie gewiss diese lächerlichen Anweisungen bekommen hatte.

»Lyra?«, hakte sie nach, als ich in meinem Schweigen verharrte.

»Ich habe nichts dagegen«, meinte ich leise, während mein Herz mir schon beim Gedanken an die morgige Veranstaltung in die Hose rutschte.

»Das freut mich!«, meinte Gladys überzeugt und klatschte in die Hände.

»Deine Eltern haben mir schon gesagt, dass du in letzter Zeit gar keinen rechten Anschluss gefunden hast.«

Genau das wollte ich hören. Und am besten sechs Wochen lang.

Plötzlich war mir der Appetit vergangen. Da kam es mir gerade recht, dass

nur noch eine kleine Pfütze in meinem Teller schwamm. Schnell löffelte ich den Rest aus und erhob mich.

»Ich hoffe, es stört dich nicht, aber ich würde mich gern ein bisschen ausruhen. Die Reise war sehr anstrengend.«

Zum Glück ging meine Oma darauf ein. Noch bevor sie mir ihr Verständnis entgegengebracht hatte, verließ ich den Raum.

# Kapitel 3

## Träumereien



»Lyra! Lyra, warte doch, lauf nicht so schnell, was hast du denn?« Jareds erstickte Stimme drang mir durch Mark und Bein. Es dauerte nicht lange und er hatte mich eingeholt. Zitternd und von Schluchzern geschüttelt nahm ich auf einem Stein Platz. Ich wagte nicht ihn anzusehen. Wie selbstverständlich legte er seine starken Arme um mich und zog mich an seine warme Brust.

»Lyra, nun sag mir doch endlich, was du hast! Habe ich irgendetwas Falsches gesagt? Irgendetwas, das dich verletzt hat?«

Oh ja, das hatte er.

Er hatte gesagt, dass er mich liebt.

Und genau das durfte nicht sein.

Vehement schüttelte ich den Kopf und wischte mir die Tränen aus den Augen. Wieso war das Leben nur so ungerecht? Jahrelang hatte ich auf den Moment hingefiebert, in dem mich jemand innig und wahrhaftig liebte und nun, wo es dieses Gefühl tatsächlich gab, war es mir nicht gestattet, ihm nachzugeben.

Unglaublich zärtlich nahm er mein vom Weinen gerötetes Gesicht in seine Hände und zwang mich so, ihn anzusehen.

»Lyra, egal, was es ist: Wir schaffen das. Uns kann niemand auseinanderbringen. Wir gehören zusammen.«

Und so presste er seine perfekten Lippen auf meinen zitternden Mund und entfachte in mir ein Feuer, das mich gleichzeitig lachen und weinen ließ. Gleich wie oft ich keinen Ausweg sah, war es Jared, der die wirkliche Leidenschaft in mir zum Brennen brachte. Seine Küsse waren zu viel für mich, ich drohte unter ihnen zu vergehen.

Das war doch nun der Moment, in dem ich ihn töten musste, oder?

Panisch schlug ich die Augen auf und setzte mich kerzengerade hin. Die Lippen fest aufeinandergepresst, spürte ich, wie mir mein Herz laut gegen die Rippen schlug. Auch meine Atmung ging heftig. Schweiß stand auf meiner Stirn.

Prüfend schaute ich mich ein, zwei Mal um, um sicher zu gehen, dass es ein Traum gewesen war. Dann zwang ich mich, eine Minute lang flach zu atmen. Erst danach, als sich das Pochen meines Herzens etwas beruhigt hatte, erlaubte ich mir, an den seltsamen Traum zu denken, der mich noch immer zittern ließ.

Eine Sache stand fest: Bei dem Mädchen im Traum hatte es sich definitiv um mich gehandelt. Ich war es, die vor diesem Jungen weglief und sich kurze Zeit später willentlich von ihm küssen ließ. Ich war es, der dieser Junge – Jared – seine Liebe gestanden hatte. Ich war es – und ich war es doch nicht. Seit wann sahen meine Augen so aus, als loderte in ihnen ein Feuer? Und seit wann war ich hübsch? Irgendwie hatte sich mein Gesicht verändert, war ebenmäßiger, nicht mehr so streng und beinahe herzförmig. Auch meine Haare schienen viel gepflegter zu sein, sogar kleine Locken fanden sich in ihnen. Das Einzige, was geblieben war, war meine unheimlich blasse Haut, doch in diesem Traum hatte sie nur dazu beigetragen, mir eine gewisse Anmut zu verleihen. Irgendwie majestätisch hatte ich gewirkt, wenn man mal von meinen verquollenen Augen absah. Nun gut, so viel zu mir.

Aber wer bitte war dieser Junge, dieser Jared? Ich hatte ihn nur einmal kurz sehen müssen, um zu erkennen, dass er irgendwann einmal der Eine sein würde, dem ich alles geben würde – auch mich selbst. Mit seinen dunkelbraunen Augen und den lockigen schwarzen Haaren hatte er sich in mein Herz gestohlen.

Selbst wenn ich es nicht wollte, weil es ja nur ein lächerlicher Traum gewesen war, stahl sich ein Lächeln auf meine Lippen – was angesichts der Tatsachen mehr als untypisch für mich war.

Doch was hatte das Ende des Traumes zu bedeuten? Der Teil, in dem ich

davon sprach, Jared töten zu müssen? War das mein Ernst? Aber ich liebte ihn doch? Oder spielte ich all die Gefühle nur vor? Nein, es war echt. Zumindest in diesem Punkt war ich mir sicher.

Da ich beim besten Willen nicht wusste, wo sich hier eine Uhr befand, beschloss ich aufzustehen, um die Rollläden nach oben zu ziehen. Allerdings herrschte draußen – wie ich es schon geahnt hatte – noch immer finstere Nacht. Seufzend ließ ich die Jalousien wieder nach unten gleiten und setzte mich unverrichteter Dinge auf das Sofa. Dieser Traum hatte mich nicht nur verwirrt, er hatte auch das letzte bisschen Müdigkeit aus mir herausgekitzelt.

\*\*\*

Dreihundert Seiten in einem meiner mitgebrachten Bücher später, hörte ich endlich Geräusche aus der Küche. Ich hatte in den vergangenen Stunden kein Auge mehr zutun können und mich stattdessen in die Welt der Literatur geflüchtet. Seit längerem war ich bereits angezogen und gewaschen. Endlich ging auch die Sonne auf. Gespannt beobachtete ich vor dem Fenster ihre Kraft, mit der sie die Welt in Licht tauchte. Zwar war ich mehr Winter- als Sommerkind, aber dieses Spektakel faszinierte mich. Auch der Himmel versprach einen schönen Tag. Die Wanderlust meldete sich in mir.

Als das Klappern in der Küche lauter geworden war, entschied ich mich dafür, meiner Oma Gesellschaft zu leisten. Leise öffnete ich meine Tür und konnte so Gladys beobachten, ohne dass sie mich sofort entdeckte. Sie hatte sich eine blau-weiße Schürze um den Bauch gebunden, ihr Haar wirkte von der Nacht noch zerzaust und ungekämmt. Gerade schnitt sie das Brot vom gestrigen Abend in Stücke. Auf dem Tisch stand nur ein Teller. Entweder hatte sie vergessen, dass es mich gab, oder hielt mich für einen Langschläfer. Der ich normalerweise auch war.

»Ähemm«, machte ich mich bemerkbar. Als hätte ich meine Oma bei etwas Verbotenem erwischt, schnellte sie herum und sah mich mit großen Augen



an.

»Lyra? Ist etwas passiert?«

»Äh, nein?« Vorsichtig lächelte ich.

»Du bist ja schon angezogen!«

»Ich ... konnte nicht mehr schlafen«, erwiderte ich wahrheitsgemäß. »Wie viel Uhr ist es denn?« Noch bevor ich zu Ende gesprochen hatte, war mein Blick schon auf die große Küchenuhr gewandert, die über dem Kühlschrank hing.

»Gerade erst sechs«, meinte meine Oma. »Stehst du immer so früh auf?«

Kurz wägte ich die Antworten in meinem Kopf ab. Würde ich ihr sagen, dass ich nicht mehr schlafen konnte, sähe sie darin wahrscheinlich eine Gefahr, die sofort meinen Eltern mitgeteilt werden musste. Entschied ich mich aber für die Lüge und sagte, dass in mir eine wahre Frühaufsteherin steckte, würde ich mich in den nächsten Wochen immer so früh aus dem Bett quälen müssen.

»Unterschiedlich«, meinte ich deshalb.

»Hast du Hunger?«

»Ein bisschen.«

Meine Oma schmierte uns beiden ein Brot mit Käse und wir frühstückten gemeinsam.

»Hast du schon Pläne für heute?«, fragte sie neugierig, als ich gerade einen Schluck Milch genommen hatte. Die Überreste vom Mund wischend, nickte ich.

»Ja. Ich würde gern ein bisschen den Wald erkunden.«

Die begeisterte Miene meiner Oma verschwand augenblicklich.

Mit was hatte sie denn bitte gerechnet?

»Ganz allein?«, fragte sie.

»Ich glaube nicht, dass du mitkommen willst«, startete ich einen halbherzigen Versuch. »Außerdem bin ich schon immer gern in die Wälder gegangen. In Berlin ist das nicht ganz so einfach, aber du kannst gern Mama

und Papa fragen.«

Zögernd schmierte sie sich ein zweites Brot. Noch immer hatte ich sie nicht auf meiner Seite.

»Außerdem haben meine Eltern gesagt, dass ich selbstständiger werden soll, meine eigenen Wege gehen muss und selbst Entscheidungen treffe.«

Nun gut, so genau hatten sie es nicht gesagt, aber sei's drum.

»Ich habe wirklich nichts dagegen, wenn du auf eigene Faust etwas unternimmst, Lyra. Aber ich hatte eher daran gedacht, dass deine Unternehmungen an einem Platz stattfinden, der ein bisschen öffentlicher ist. Und wollten wir heute nicht nach einem Bett für dich Ausschau halten?«

Ich seufzte und blickte auf die Krümel vor mir auf dem Brettchen.

»Das können wir gern machen. Vielleicht heute Nachmittag?«, schlug ich ihr vor.

»Ich weiß nicht. Ich muss früh genug da sein, um das Abendessen zu kochen. Immerhin bekommen wir Gäste.«

Ach, stimmt ja. Da war ja noch was.

»Ich werde nicht lange weg sein. Spätestens zum Mittagessen bin ich wieder da. Was hältst du davon?«

»Lyra ...«

»Oma, ich nehme mein Handy mit. Ich hab es zwar gerade nicht bei mir, weil es noch irgendwo in meinem Rucksack ist, aber ich werde es aufladen und mitnehmen. Die Nummer hat dir Mama ja gegeben, oder?«

Langsam nickte sie. Ich griff nach meinem letzten Strohalm.

»Es kann gar nichts passieren. Wenn du willst, melde ich mich auch zwischendurch mal.«

»Kannst du dir den Weg überhaupt einprägen?«

»Ich habe nicht vor, so weit zu gehen. Ich wollte mir einfach eines meiner Bücher mitnehmen und mich auf einen Baumstamm setzen und lesen. Nichts weiter.«

Ich kämpfte. So schnell würde ich nicht aufgeben.

Irgendwann – als ich schon längst dachte, sie nicht mehr überzeugen zu können – nickte sie zögernd. Und mir fiel ein Stein vom Herzen.

»Danke, Oma!«, rief ich und stand auf. »Das ist wirklich lieb!«

»Trotzdem nimmst du dein Handy mit«, erinnerte sie mich an mein Versprechen, aber das hätte ich sowieso eingehalten. Falls ich tatsächlich die Orientierung verlor, wollte ich nicht auf mich selbst angewiesen sein.

\*\*\*

Gegen zehn Uhr war der Akku meines Mobiltelefons voll geladen. Nachdem sich meine Oma mehrmals überzeugt hatte, dass sie die richtige Handynummer besaß, machte sie mir eine Wegzehrung bereit und verabschiedete mich an der Tür. Ich hatte meinen Rucksack aufgeschnallt. Irgendwann, so erinnerte ich mich, würde ich mir ein kleineres Exemplar kaufen müssen. Nur für etwas Essen, eine Flasche Wasser und ein Buch war er definitiv zu groß.

Ich sah den besorgten Blick meiner Oma, überspielte ihn aber mit einem sicheren Lächeln.

»Du hast mir mehrmals gezeigt, wo es in den Wald geht und was ich beachten muss. Es wird schon alles gut werden«, sprach ich ihr zu. An ihrer Stelle hätte ich vielleicht auch Angst gehabt, aber die Zweifel musste ich im Keim ersticken.

»Pass gut auf dich auf und sei spätestens um dreizehn Uhr wieder da!«, rief sie mir hinterher, als ich mich auf den Weg machte. Ich winkte ihr zu.

\*\*\*

Der Wald war noch schöner, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Die Kraft der Sonne erleuchtete jeden einzelnen Wipfel und ließ den Boden ebenso wie die Bäume strahlen. Ein kleiner Weg führte in das Innere des Waldes.

Vereinzelt Vogelzwitschern war zu hören. Mit aller Kraft nahm ich das Lied der Vögel in mich auf. Die Natur hatte auf mich schon immer eine belebende Wirkung gehabt, daher war es für mich auch so wichtig gewesen, heute aufzubrechen. Wenn ich an das Treffen am Abend dachte, wurde mir schwindlig. Ich hatte keine Lust auf arrangierte Freundschaften und konnte mir bereits vorstellen, wie die beiden im Vornherein über mich lästerten. Verständlich. Immerhin würde ich auch nicht genötigt werden wollen, meinen Abend mit einem wildfremden Mädchen zu verbringen, das anscheinend nicht in der Lage war, selbst Kontakte zu knüpfen. Ich seufzte und kickte einen kleinen Stein zu meinen Füßen weg.

Nachdem ich etwa eine halbe Stunde gewandert war, breitete sich vor meinen Augen eine wunderschöne, weitläufige Lichtung aus. Wieder einmal irritierte mich, wie saftig das Gras in Schottland war. Dagegen sah das in Berlin beinahe grau aus. Angezogen von der Schönheit dieses Platzes, ging ich weiter abseits vom Waldweg. Hier spürte ich die Sonne noch stärker, da ihre Strahlen nicht von Bäumen oder sonstigen Hindernissen verdeckt wurden. Mir wurde schnell klar, dass dies der Platz war, an dem ich lesen wollte. Um kurz vor halb eins würde ich mich dann wieder auf den Rückweg machen.

Glücklich seufzend ging ich in die Knie, fuhr mit meiner Hand durch das sonnenbeschienene, warme Gras. Da ich keinen Hunger hatte, beschloss ich, das Essen auf später zu verschieben. Stattdessen wanderten meine Hände zu dem gebundenen Buch, das ganz unten im Rucksack lag. Es handelte sich um eine unkonventionelle Liebesgeschichte und war das Stück Literatur, das ich bereits in der Nacht zuvor begonnen und von dem ich schon mehr als die Hälfte gelesen hatte. Was Bücher betraf, war ich wählerisch. Im Licht der Sonne schlug ich die Seite auf, bei der ich stehengeblieben war, ließ mich in den Bann der Geschichte ziehen.

Leider merkte ich schon bald, dass ich ein bisschen mehr Seiten für meinen Ausflug hätte einplanen müssen. Schneller als gedacht schlug ich den Liebesroman zu. Ein Blick auf mein Handy verriet, dass mir noch immer viel

Zeit blieb. Suchend blickte ich um mich, als ich plötzlich gähnen musste. Wie viel Schlaf hatte ich in dieser Nacht bekommen? Sicherlich nicht mehr als vier Stunden. Auf einmal kam mir das Gras unter mir noch weicher vor – ich zog es der beigefarbenen Couch bei meiner Oma vor. Kurzenschlossen kickte ich den Rucksack mit meinen Füßen weg und legte mich auf die warme Wiese. Ich wollte ja bloß für ein paar Momente die Augen schließen ...

*»Ich werde es nicht tun.« Meine Stimme war fest und duldete keinen Widerspruch. Mein eben vorher einstudierter Gesichtsausdruck kam nicht ganz so überzeugend rüber, wie ich geplant hatte.*

*»Was wirst du nicht tun?« Ich hasste diese Gleichgültigkeit, mit der sie immer sprach. Als wäre ihr alles vollkommen egal. Und dann auch noch dieser herablassende Tonfall.*

*»Ich werde es nicht tun«, wiederholte ich mit Nachdruck. »Ich werde Jared nicht töten.«*

*Als sein Name fiel, schien mich Merveille das erste Mal wirklich anzusehen, doch auch jetzt konnte ich in ihrem Gesicht keine Regung erkennen.*

*»Natürlich wirst du es tun. Es ist so vorgesehen.«*

*»Es ist mir egal, ob es so vorgesehen ist! Ich führe mein eigenes Leben und ich bin nicht geneigt, es nach einer alten Prophezeiung auszurichten!« Wütend schlug ich mit der Faust auf den Tisch.*

*»Es wäre einfacher für dich, wenn du dich nicht so temperamentvoll zeigen würdest. Dadurch verbrauchst du eine Menge Energie, die für dein Alytendasein nützlich ist.«*

*Wie konnte sie nur so kalt sein? Wie konnte sie all meine Worte ignorieren?*

*»Mein Entschluss steht jedenfalls fest.« Ich hatte mir vorgenommen, nicht nachzugeben, gleich wie aussichtslos die Situation war. »Ich werde Jared nicht töten. Und dabei bleibt es.«*

*»Und ich kann dir nur eines sagen: Darüber hast du keine Macht. Früher oder später wirst du es tun. Allein, um dich selbst zu erleichtern. Auch wenn du nun vielleicht noch glaubst, du kannst euch beide retten, wirst du schon bald wissen, dass du*

*letztlich doch nur der Prophezeiung folgst.«*

*Merveille wandte sich ab.*

*Drängend schob mich Lacrima aus dem Raum. »Komm schon, Lyra, es hat doch keinen Sinn. Sie ist, was das betrifft, einfach nicht zu erweichen.«*

*Zornig biss ich mir auf die Unterlippe.*

*Ich würde es nicht tun.*

*Ganz egal was kam, ich würde es nicht tun.*

*Und wenn sie mir mit meinem eigenen Tod drohten.*

*Ich würde nicht den Menschen töten, den ich liebte.*

Im Biologieunterricht hatten wir mal über Reizüberflutung gesprochen. Über den Moment, in dem so viele unterschiedliche Eindrücke auf einen einwirkten, dass man gar nicht allen nachgeben oder sie überhaupt wahrnehmen konnte. So ähnlich fühlte ich mich, als ich nun aufwachte.

Mein erster Gedanke galt der Umgebung, in der ich mich befand. Wo war ich gelandet?

Es ist nur die Wiese. Du hast dich schlafen gelegt.

Gut. Na schön. Aber warum war es mittlerweile dämmrig und wieso war ich von Kopf bis Fuß nass? Verwirrt setzte ich mich auf und merkte, wie sich eine Gänsehaut auf meinen Armen ausbreitete.

Es schüttete wie aus Eimern. Verdammt!

Ich befand mich an einem fremden Ort, noch dazu in der Dämmerung, es regnete – und Oma wartete auf mich. Schnell suchte ich im Halbdunkel nach meinem Rucksack und wühlte nach dem Handy. Gewiss hatte meine Oma schon mehrere Male angerufen und machte sich bereits große Sorgen. Wahrscheinlich hatte sie sich bereits mit meinen Eltern in Verbindung gesetzt ...

Verdammt, wie lange hatte ich geschlafen?

Endlich fand ich den länglichen Gegenstand.

Keine verpassten Anrufe. Dabei war es nach achtzehn Uhr!

Schnell stand ich auf, tippte auf dem Handy herum, aber meine Befürchtung bestätigte sich: Hier, im tiefsten Wald, hatte ich kein Netz. Dass ich darauf auch nicht vorher gekommen war!

*Egal jetzt. Denk nach. Und denk nicht an den Traum!*

*Jared. Dieser Junge. Wer war er?*

*Schluss jetzt, Lyra!*

Entschieden biss ich die Lippen zusammen. Das Buch, das ich neben mich gelegt hatte, war vom Regen völlig durchweicht. Ich würde es wegwerfen müssen.

*So, ruhig jetzt.*

Es konnte doch eigentlich gar nicht so schwer sein. Schließlich musste ich nur den Weg zurückgehen, den ich auch eben genommen hatte. Idiotensicher sozusagen. Vorsichtig drehte ich mich also um. Hier hatte ich mich hingelegt und aus dieser Richtung da hinten war ich gekommen. So war es doch, oder? Ja, ganz sicher. Zu 100 Prozent war ich abgebogen und dann auf diese Lichtung gestoßen. Oder war das am Anfang gewesen, als ich mich zwischen dem linken und rechten Pfad hatte entscheiden müssen? Verzweifelt schlug ich mir mit der flachen Hand gegen die nasse Stirn. Ich musste mich erinnern, verdammt! Ich durfte jetzt nicht aufgeben! Also, noch einmal von vorn.

Ich war in den Wald hineingegangen, dann einen langen, geraden Weg gelaufen. Irgendwann, das wusste ich noch, war ich abgebogen. Die Lichtung hatte ich aus weiter Ferne gesehen, oder?

Das würde eine Katastrophe geben.

Wütend schnaufte ich. Musste das jetzt wirklich passieren? Warum war ich auch so dumm gewesen und hatte mich hingelegt? Es war doch beinahe vorhersehbar, dass ich einschlief, noch dazu, weil ich in der Nacht davor ja kaum ein Auge zugetan hatte.

Wie lange war ich eben ungefähr gelaufen? Eine halbe Stunde, so viel stand fest.

Verdammt, verdammt, verdammt!

Ich ließ mein Handy in den Rucksack gleiten und schnürte ihn fest zu.

Dann machte ich mich auf den Weg.

Erst einmal umdrehen und geradeaus. Irgendwie aus dem Wald raus kommen. Dann würde ich Beauly sicherlich bald erreicht haben.

*Ja, Lyra, Optimismus. So wirst du es machen.*

Entschlossen stapfte ich über den Waldweg, der mittlerweile vor Schlamm strotzte. Perfekt. Einfach nur perfekt. Wieso hatte ich offene Schuhe angezogen? Oder noch besser: Wieso musste das Wetter so verdammt unbeständig sein? Heute Vormittag hatte ich keine einzige Wolke am Himmel ausmachen können!

Innerhalb von Sekunden war die Schuhsohle durchnässt, so dass ich schon nach einigen Metern gezwungen war, barfuß weiterzugehen. Als ich an die erste Abzweigung kam, sank mein eben noch so verzweifelt aufgebauter Mut. Links oder rechts? Hatte ich diesen Teil des Waldes überhaupt schon einmal gesehen? Warum gab es hier auch nur verfluchte Bäume?! Mist, Mist, Mist.

Auch wenn ich es innerlich vielleicht schon akzeptiert hatte, dass ich heute wahrscheinlich nicht mehr aus dem Wald finden würde, liefen meine Füße weiter und weiter, das letzte bisschen Hoffnung zusammennehmend, was mir noch geblieben war. Irgendwohin führte schließlich jeder Weg.

Einfach weiter gehen. Schritt für Schritt. Links, rechts, links, rechts.

Ob meine Oma schon jemanden nach mir geschickt hatte? Im schlimmsten Fall war bereits die Polizei auf der Suche nach mir. Ein Anflug von Panik machte sich in mir breit.

\*\*\*

Als ich weiter planlos den Wald durchkämmte, spitzte ich plötzlich die Ohren. Da war doch etwas – ein Geräusch, das es vorher nicht gegeben hatte. Angestrengt lauschte ich. Es klang wie ein Brummen, vielleicht auch ein



Dröhnen und wie in Trance bewegte ich mich instinktiv weiter in die Richtung, aus der es kam. Vielleicht war es ein Auto? Der Gedanke machte mir Mut. Ich musste einen Hang besteigen, um dem Brummen näher zu kommen. Beruhigenderweise wurde das Geräusch mit jedem Schritt lauter und lauter, bis ich schließlich erkannte, um was es sich handelte: Tatsächlich, ein Auto!

Nein, nicht eins. Viele. Hunderte. Eine Autobahn. Mein Seufzen hätte Steine erweichen lassen können. Erleichtert positionierte ich mich gut sichtbar hinter der Leitplanke und winkte umständlich mit beiden Händen. Im Bruchteil einer Sekunde schossen mehrere Fahrzeuge an mir vorbei. Irgendeines musste doch anhalten! Irgendwo gab es bestimmt noch hilfsbereite Menschen.

»Hallo, bitte nehmt mich mit!«, schrie ich, doch der mittlerweile heftiger gewordene Sturm verschluckte meine Stimme.

»Anhalten, anhalten! Bitte!«